

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 24 (1930)
Heft: 10

Artikel: Albert Schweitzer, der Urwald-Doktor [Schluss]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926274>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bern, 15. Mai 1930

Schweizerische

24. Jahrgang

Behörlosen - Zeitung

Organ der Schweiz. Gehörlosen und des „Schweiz. Fürsorgevereins für Taubstumme“

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats

Mit der Monatsbeilage: „Der Taubstummenfreund“

Redaktion und Geschäftsstelle:
Eugen Sutermeister, Brünnenstrasse 103,
Bern - Bümpfiz

Postcheckkonto III/5764 — Telephon Zähringer 62.86

Nr. 10

Abonnementspreis:
Schweiz jährlich 5 Fr., Ausland 7 Mark

Insertionspreis:
Die einpaltige Petitzeile 30 Rp.
Redaktionschluss vier Tage vor Erscheinen

Zur Erbauung

„Durch die Liebe diene einer dem andern.“

(Gal. 5, 13.)

„Hilf deinem Kameraden!“ Diese Inschrift steht über dem Tor einer großen Fabrik in Amerika. Das ist auch der Sinn des obigen Schriftwortes. Wir sind überall umgeben von „Kameraden“, denen wir dienen sollen und dienen können. Jeder Mensch hat eine oder mehrere Gaben zum Dienen. Es ist eine liebliche Sache und bekundet Christusfönn, seinen Mitmenschen zu dienen, denn Jesus sagt: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene, und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele.“ (Matth. 20, 28.) Wenn auch manche Leute der Meinung sind, sich bedienen zu lassen sei viel lieblicher als andern zu dienen, so ist das ein Irrtum, denn in Wahrheit ist es etwas Seliges und Herrliches, andern zu dienen. Wer das bezweifelt, mache einen Versuch damit, an Gelegenheit zum Dienen fehlt es gewiß niemand.

So jemand spricht: Ich liebe Gott,
Und haßt doch seine Brüder,
Der treibt mit Gottes Wahrheit Spott
Und reißt sie ganz darnieder.
Gott ist die Lieb' und will, daß ich
Den Nächsten liebe gleich als mich.

Wir haben einen Gott und Herrn,
Sind eines Leibes Glieder;
Drum diene deinem Nächsten gern,
Denn wir sind alle Brüder.
Gott schuf die Welt nicht bloß für mich,
Mein Nächster ist sein Kind wie ich.

Zur Belehrung

Albert Schweizer, der Urwald-Doktor.

(Schluß.)

Das dortige Gebiet ist eine französische Kolonie. Es liegt etwas südlich vom Äquator. Wenn wir Sommer haben, ist es dort Winter. Der dortige Winter ist eine trockene Jahreszeit, von Ende Mai bis Anfang Oktober; Durchschnitts-Temperatur am Schatten 25 bis 30 Grad Celsius. Der Sommer ist eine Regenzeit von Oktober bis Mitte Dezember und von Mitte Januar bis Ende Mai; Temperatur 28 bis 35 Grad. Um Weihnachten herum ist wieder eine trockene, heiße Zeit. In diesem feuchten und heißen Klima gedeihen gut Kaffee, Pfeffer, Zimt, Vanille, Kakao und auch die Delpalmen. Kartoffeln und Getreide kann man nicht pflanzen; die Kartoffeln schießen nur in die Höhe und setzen keine Knollen an; auch das Getreide bringt keine Frucht. Daher muß man Mehl und Kartoffeln, sowie auch Milch und Reis aus Europa kommen lassen. Ein großer Teil des Landes ist mit dichtem Urwald bedeckt. Hier gibt es keine Förster und Unterförster, welche die Aufsicht über den Wald führen. Hier kann jeder Holz hauen wie er will, ohne von der Polizei belästigt zu werden. Die Neger in dieser Gegend sind meist mit Holzfällen und Holzflößen beschäftigt. Die Männer eines Dorfes fällen hier die Waldriesen am Flusse und rollen sie in mühsamer Arbeit ins Wasser. Nun kommt der Holzhändler und kauft das Holz. Dann binden die Neger die Stämme mit Lianen zusammen.

Das sind lange, finger- bis armsdicke Pflanzen, die an den Urwaldbäumen hinaufwachsen. Nachher wird das Holz den Strom hinunter gefloßt bis ans Meer. Dort wird es auf Schiffe verladen und nach allen Ländern geführt. Die Holzfäller erhalten ihren Lohn; sie kaufen dafür Tabak, Schnaps und andere Waren. Nach einigen Wochen ist alles verbraucht; dann beginnt wieder das Holzfällen.

Im Anfang hatte Albert Schweizer große Schwierigkeiten. Große Arbeit gab das Auspacken der Kisten und das Einräumen aller Sachen. Er mußte zuerst die Sprache der Neger erlernen; er mußte sich an das heiße Klima gewöhnen. Zuerst hatte er gar keinen Raum, wo er die Kranken untersuchen und behandeln konnte. Er mußte das draußen vor dem Hause tun. Wenn aber plötzlich ein Platzregen kam, so mußte alles eiligst hineingetragen werden. In der Not benützte er einen frühern Hühnerstall als Operationszimmer. Da muß man sich eben zu helfen wissen. Endlich konnte dann eine Baracke gebaut werden; sie hatte zwei Zimmer; das eine diente als Sprechzimmer, das andere als Operationsaal. Der Fußboden war aus Zement, das Dach aus Wellblech. Fenster aus Glas gab es nicht, sondern nur ganz feine Drahtgitter gegen Moskitos, eine Stechfliege. Holzladen schützten bei Gewittern. Unter dem Dach waren weiße Tücher als Decke gespannt, auch zum Schutz gegen Moskitos.

Albert Schweizer hatte zuerst einen schwarzen Diener, namens Josef. Er konnte weder lesen noch schreiben; aber er verstand acht Neger- sprachen und sprach auch französisch und englisch. Er konnte auch dem Doktor sehr gut helfen. Josef war unverheiratet; er möchte aber gerne eine Frau haben. Dort muß man eine Frau kaufen; man muß sie den Eltern bezahlen. Eine solche Frau kostet etwa sechshundert Franken. Josef hat zu wenig Geld. Er könnte zwar auch eine Frau auf Abzahlung kaufen; aber er will nicht. Er sagt: Wenn man eine Frau nicht bezahlt hat, so hat man ein böses Leben. Sie gehorcht nicht; man hat ihr nichts zu befehlen, weil sie noch nicht ganz bezahlt ist.

Albert Schweizer hat Arbeit genug. Er braucht auch kein Auto, um die Kranken zu besuchen. Sie kommen zu ihm, stundenweit, tagereisenweit, zu Fuß und mit dem Boot. Sein Haus ist umlagert von Kranken aller Art; täglich hat er 30 bis 40 zu behandeln. Und was bekommt er dafür? Sehr häufig gar nichts; manch-

mal arbeiten sie etwas dafür oder liefern Dachziegel aus geflochtenen Baumblättern. Vielen sollte er sogar noch Speise geben, da sie nichts mitgenommen haben. Manche müssen über Nacht bleiben, da die Heimreise zu weit ist. Darum baut Schweizer noch eine Wartehalle und eine Baracke, worin seine Patienten übernachten können.

Viele Unannehmlichkeiten muß Alb. Schweizer erdulden. In der Einsamkeit des Urwaldes muß er leben, fern von allem Schönen, das sonst die Menschen haben. In aller Einfachheit lebt er, ohne die vielen Bequemlichkeiten unserer Zeit. Das heiße, feuchte Klima ist nicht günstig für seine Gesundheit; die große tägliche Arbeit und die vielen Sorgen reiben auf. Täglich muß er kämpfen gegen den Unverstand und die Dummheit seiner Patienten; sehr oft ist Undank sein Lohn. Dazu der Kampf mit den Stechmücken und mit den Ameisen und anderem Getier. Die Ameisen erscheinen oft massenhaft; Schweizer sah einmal einen Zug Ameisen 36 Stunden lang vorbeiziehen. Wenn sie in die Häuser und Hütten hineinkommen, so fressen sie alles auf. So hat Doktor Schweizer mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, von denen wir nichts wissen.

Trotzdem bleibt er dort. Zwar wurde seine Gesundheit erschüttert und auch seine Frau war erschöpft; er mußte zur Erholung nach Europa zurückkehren. Kaum gesund, sammelte er wieder Geld und kehrte nach Lambarene zurück. Diesen Mann muß man hoch verehren, wenn man sein Werk ansieht. Es würde in der Welt anders, besser aussehen, wenn recht viele Menschen den Zweck des Lebens so auffassen würden wie Doktor Schweizer. Wenn jeder danach trachten würde, dem andern zu dienen, ihm zu helfen, ihm etwas zu liebe zu tun. Ja, wenn... A. L.

Zur Unterhaltung

Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben.

Von E. Hodler. (Fortsetzung.)

Kinder haben ein viel feineres Gefühl, als die Erwachsenen glauben. Moriz merkte, daß er nicht mehr die Hauptperson in seines Vaters Zuneigung war, und ebenso fühlte er instinktiv heraus, daß seine neue Mutter ihm keine Liebe entgegenbringe. Da er bis dahin gewohnt war, seine Meinung immer frei herauszusagen und